

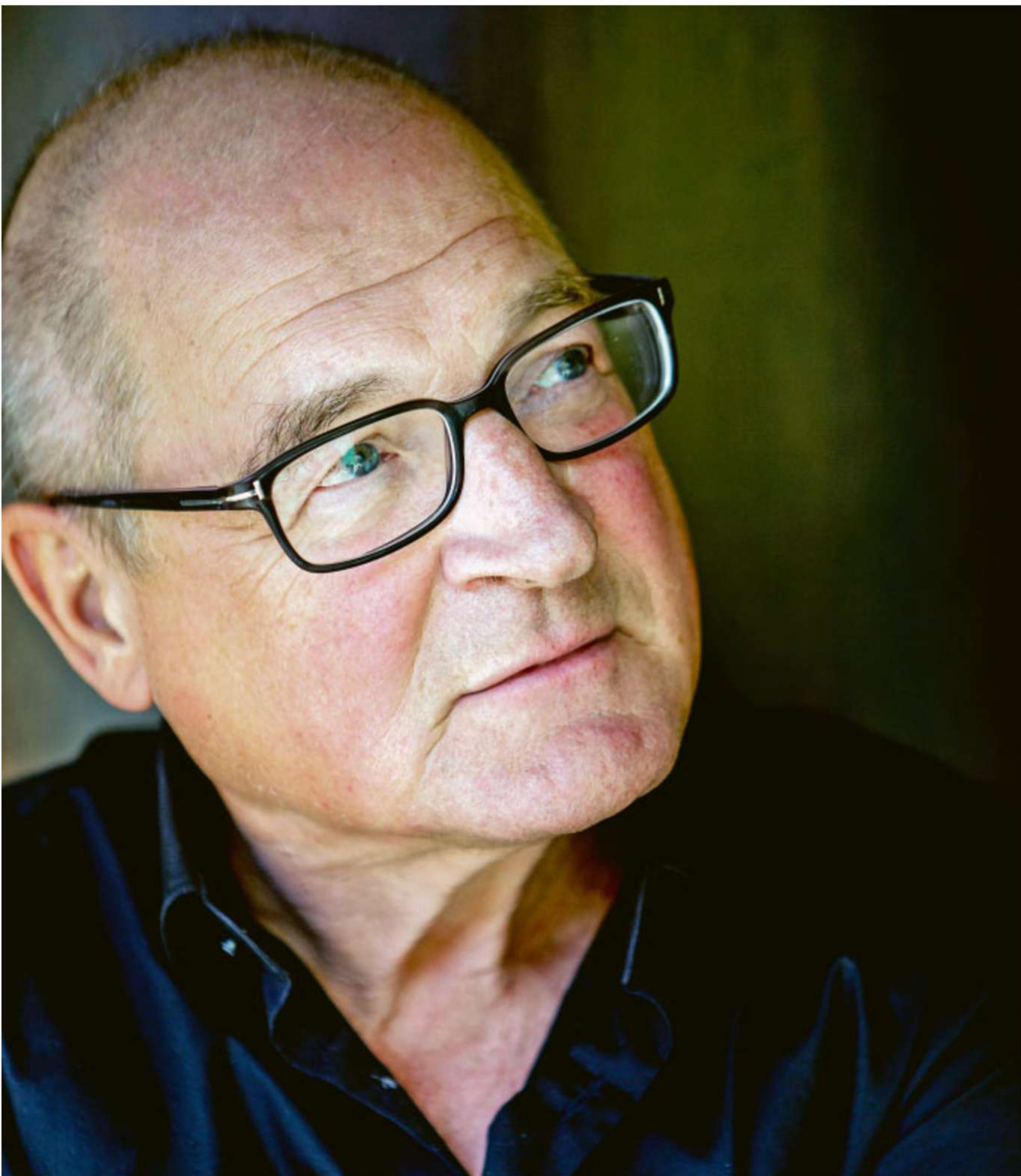
Der Kosmos Klaußner

Ob als prügelnder Pastor in „Das weiße Band“ oder als Nazi-Jäger Fritz Bauer: Burghart Klaußner spielt gern schwierige Rollen – und ist selbst ein komplexer Charakter, der sich manchmal missverstanden fühlt.

Von Julia Schaaf

Über die Ausdrucksstärke und Wandelbarkeit von Burghart Klaußners Gesicht staunt man auch dann noch, wenn man ihm zwei Stunden lang gegenüber sitzt.

Foto: Julia Zimmermann



Es braucht nur zweieinhalb Minuten, und schon befindet man sich mittendrin im Kosmos Burghart Klaußner. Dabei ging es nur um die banale Frage, ob der Schauspieler noch immer sowohl in Hamburg als auch in Berlin zu Hause ist. Schlichteren Gemütern würden für die Antwort ein paar Worte reichen, zwei Buchstaben, und die Sache wäre erledigt.

Klaußner hingegen fängt an zu reden. In wenigen Sätzen gleitet er ab ins Jahr 1910 zu Kaiser Wilhelm II., der Deutschlands Zukunft auf dem Wasser sah, maritime Aufrüstung gegen die Engländer und koloniale Hoffnungen inklusive. „Das Bürgertum war infiziert“, erklärt er. Damit meint er auch seine Familie, die, wenige Jahrzehnte zuvor aus Franken in die frisch gegründete Hauptstadt des Deutschen Reichs eingewandert, es in der Gastronomie zu einem gewissen Vermögen gebracht hatte. Nach und nach schaffte man sich ein Automobil, zwei Doggen und eben ein Segelboot an, erst auf dem Wannsee, später an der Ostsee. „Meine Großmutter war eine der ersten Frauen überhaupt in Deutschland, die so ein großes Schiff über das Wasser bewegen konnten und durften und die entsprechenden Befähigungsnachweise hatten.“ Nicht nur, was die Fakten betrifft, auch in der Wortwahl ist Klaußner überaus genau.

Als wäre das alles eine zwingende Begründung dafür, dass einer wie er ein Meer in der Nähe braucht. Klaußner legt Wert darauf, dass es sich bei der Segel nicht um eine „Elitesportart, Mode oder Schnickschnack“ handelt, sondern um eine Mischung aus altem Handwerk und Abenteuerlust. Dann resümiert er und klingt fast ein wenig kleinlaut angesichts des weiten Bogens, den er geschlagen hat: „Ich wollte ja nur sagen, warum ich in Hamburg bin. Und in Berlin bin ich wegen meiner Herkunft. Und meiner Geschichtssüchtigkeit.“

Das sagt eigentlich alles. Burghart Klaußner, 66 Jahre alt, zeit seines Lebens Schauspieler und von Donnerstag an in dem Film „Der Staat gegen Fritz Bauer“ zu sehen, verquickt die deutsche Historie mit seiner Familiengeschichte zu einer Dynamik, die mitten in sein Leben, sein Denken, sein Schaffen führt. Jetzt also



Klaußner in „Der Staat gegen Fritz Bauer“, von Donnerstag an im Kino

Foto: dpa

Fritz Bauer, der jüdische Generalstaatsanwalt, der eine Schlüsselfigur für das Zustandekommen der Frankfurter Auschwitz-Prozesse war. Der Film spielt einige Jahre vor diesen Prozessen in den späten Fünfzigern und erzählt von Bauers Jagd auf den SS-Mann Adolf Eichmann, während ehemalige Nationalsozialisten an maßgeblichen Positionen in der Gesellschaft die Aufarbeitung der NS-Verbrechen zu verhindern suchen. Klaußner verkörpert diesen Mann als einen Aufrechten, der einen hohen Preis zahlt; man sieht seine Einsamkeit, den Kräfteverschleiß, die angeschlagene Gesundheit. Der Schauspieler braucht keine Worte, um das auszudrücken, ihm reichen die Körperhaltung und minimale Gesten. Mit einem Ruck richtet er die hängenden Schultern auf, bevor er seine Ermittler einbestellt, weil wieder nichts vorangeht. Er pflegt einen beißenden Humor, seine Mundwinkel jedoch lächeln nie. Aus dem Kino nimmt man das Bild eines starken Charakters mit, ohne Burghart Klaußner vor sich zu sehen. Das kann nicht nur an den angeklebten weißen Haaren liegen.

So war das schon mit dem Pastor in Michael Hanekes „Das weiße Band“, der aus Liebe seine Kinder schlug und einen angesichts dieser Mischung aus protestantischem Furor und Empathielosigkeit im Kinosaal gefrieren ließ. Was sich einprägte, war diese beinahe archetypische Figur, nicht das Gesicht Klaußners, über

dessen Ausdrucksstärke und Wandelbarkeit man auch noch staunt, wenn man ihm zwei Stunden lang gegenüber sitzt.

Fritz Bauer und dieser Pastor – für Klaußner sind das die helle und die dunkle Seite derselben Medaille. Überhaupt findet der Schauspieler Vergnügen daran, sich an einer „Galerie deutscher Männer“ abzarbeiten, wie er es nennt, und schon wieder sagt er: „Mich interessiert das Auf und Ab, der Wahnsinn der deutschen Geschichte.“ Es folgt ein Exkurs über das neue Buch von Neil MacGregor, designierter Direktor des Berliner Humboldt-Forums: „Deutschland – Erinnerungen einer Nation“ hat Klaußner gerade für den Hörverlag eingesehen. Seine Begeisterung ist mitreißend.

Dann sagt er: „So eine Figur wie der Pastor ist uns allen bekannt: dieses verdrängte Lustprinzip, dieser Glaube an die Disziplin und den Zwang, die uns vor dem Chaos retten. Genauso, wie uns in Fritz Bauer Merkmale entgegenkommen, die wir auch alle kennen: Entmutigung, Wiederaufstehen, Durchhalten, Verzweiflung, Wut und die Notwendigkeit, uns anzupassen bis hin zu dem Sieg des Widerstands, des Neinsagens und des Kampfes. Das sind ja ewige Motive, die dann zumindest in diesen beiden Deutschen, die ich da spiele, schön abzubilden sind.“ Nicht nur, dass Klaußner ein begnadeter Vorleser ist. Er spricht auch beinahe druckreif.

Es hätte ein Dutzend bedeutungsvoller Orte gegeben, um diesen Mann zu treffen, als die Lounge eines teuren Hotels, das jedes Jahr im Februar zum Zentrum der Berlinale wird. Ein Promi-Lokal zum Beispiel, wie sein Vater es unter dem Namen „Zum Klaußner“ geführt hatte, zunächst in Mitte, nach dem Krieg dann an der Grolmanstraße im Westteil Berlins. Der Schauspieler ist bis heute im Besitz des Gästebuchs, in dem sich Namen wie Curt Jürgens, Romy Schneider und Willy Brandt finden. Oder eines der großen Theater der Stadt, an denen Klaußner mit Anfang zwanzig seine Karriere begann, parallel zur Ausbildung an der Schauspielschule. Die Universität vielleicht, wo er nur vorübergehend, aber umso intensiver Germanistik und Theaterwissenschaften studierte. Womöglich gar das Rathaus in Schöneberg, wo John F. Kennedy seine berühmte Berliner Rede hielt, die der damals Dreizehnjährige, geblüht von dem Glanz und der Größe dieses Politikers, auswendig konnte.

Aber Klaußner zuckt schon zusammen, wenn sich am Nachbartisch in der dünn besuchten Hotellounge Gäste niederlassen: „Ich halte mich für einen sehr sensiblen Menschen, der sofort reagiert auf jeden Reiz, der ihm begegnet.“ Deshalb hatte er sich größtmögliche Ruhe für dieses Gespräch gewünscht. Entschuldigt sagt er: „Ich bin nur ein bisschen scheu.“

Dabei stimmt das nur bedingt. Klaußner hat viel zu sagen und tut das eigentlich auch gern. Er weiß um sein Talent, seine Intelligenz, seine Erfahrung. Wenn man auf einer Berliner Theaterbühne über Victor Klemperers kürzlich erschienenes Revolutionstagebuch von 1919 fachsimpelt, sieht Burghart Klaußner, der Vorleser, aus, als würde er am liebsten mitdiskutieren. Aber „es gibt Sachen, die mir ungeheuer gegen den Strich gehen: Eitelkeit, Angeberei, Wichtigtuerei.“ Schlagartig schwindet die Wärme aus seiner Stimme, und die unterdrückte Wut darin lässt einen rätseln, inwiefern selbstverliebte Großmäuler daran beteiligt gewesen sein mögen, dass dieser Schauspieler erst vergleichsweise spät Anerkennung, Aufmerksamkeit und Kontinuität in der Karriere gefunden hat.

„Sehr ärgerlich“ nennt Klaußner rückblickend diese Sackgassen in seiner Laufbahn: Theatererfolge, die keine neuen Rollen nach sich zogen. Eine bejubelte Fernsehserie in den Achtzigern, „Das Rätsel der Sandbank“, Klaußner zufolge unter Seglern bis heute legendär, die einfach verpuffte. Erst jenseits der Vierzig, seit das Kino dazukam, sei in seiner Arbeit „eine richtige Linie“ erkennbar. Der Schauspieler reüssierte in „Good Bye, Lenin“ und „Die fetten Jahre sind vorbei“, er spielte in „Requiem“ und „Yella“. Klaußner sagt, er habe „irrsinnig gekämpft“ für Dinge, die ihn interessierten. Wobei er seinen steinigten Weg nicht nur den Umständen zuschiebt: „Es liegen ja auch Dinge im eigenen Charakter, die nicht unbedingt zum Glück befähigen.“ Andere hätten ihn oft für kompliziert und sperrig gehalten, manchmal auch für schlecht gelaunt. Klaußner selbst spricht von Widerborstigkeit.

„Das ist eine Sache, die ich mit Fritz Bauer irgendwie teile.“ George Tabori, unter dem er noch als Schauspielschüler seine erste große Rolle hatte, nannte ihn „Always No“. Nach nur kurzer Zeit schmiss die Schaubühne den Debütanten raus. „Das war eine sehr bittere Erfahrung.“

Heute, nach diversen Darstellerpreisen, Hörbuchauszeichnungen und angesichts der glücklichen Gewissheit, dass gute Kinorollen sich nicht um das gesetzliche Renteneintrittsalter scheren, wirkt Klaußner beinahe heiter, selbst wenn er von schwierigen Dingen und Zeiten erzählt. Von seinem abwesenden Vater etwa, einem Choleriker, den er zugleich als „Halodri vor dem Herrn“ bezeichnet, weil es ihm gelungen war, sich den gesamten Weltkrieg über mitten in Berlin der Wehrmacht zu entziehen. Oder von seiner Mutter, die manchmal weinend im Bett lag, wenn ihr fünf-, sechsjähriger Sohn sich bei ihr verkriechen wollte, weil sie angesichts der politischen Krisen um die Hauptstadt fürchtete: „Jetzt gibt es Krieg.“ Klaußner vermutet hier die Wurzeln für sein frühes politisch-historisches Interesse. Nach dem Mauerbau verließ die Familie Berlin und ging nach München. Wo die Wirtschaft zusammenbricht, hat die Gastronomie es schwer. Aber Klaußner litt unter dieser Emigration, wie er es heute nennt. „Sprachlich wurde man gehänselt und verprügelt, wenn man nicht ganz schnell Bayerisch lernte.“

Schließlich zog die Mutter zu ihrem langjährigen Liebhaber: „Es wurde sich geschieden, es wurde in alle Windrichtungen umgezogen, das flog praktisch mit einem Knall alles auseinander, dieses ganze Klaußnersche, und ich landete in einem zehn Quadratmeter großen Zimmer im Studentendorf Schlachtensee und war mit einem Schlag vollkommen vereinsamt. Ich saß da und kriegte Depressionen. Aber ich hatte ja ein Ziel.“

Wenn Klaußner von dieser Lebensphase redet, in der er Schauspieler wurde, spricht er nicht von „Achtundsechzigern“. Einem Geschichts- und Sprachbesessenen wie ihm ist dieses Wort zu abgenutzt, vermutlich auch nicht präzise genug. Trotzdem war es natürlich jene Zeit, in der Klaußner in seine Heimatstadt zurückkehrte und die „bürgerliche Komplettversorgung“ seiner Kindheit und Jugend gegen eine „sozialistische Unsinn-zukunft“ tauschte. Man muss sich diese intellektuelle Wende einmal vor Augen führen: In der Logik der Familie Klaußner waren an dem verhassten Umzug nach München letztlich die Kommunisten schuld gewesen. Jetzt, nur wenige Jahre später und im anderen Umfeld, wurde mit dem Sozialismus plötzlich ein gesellschaftliches Heilsversprechen verknüpft. „Das war ein ganz merkwürdiger Vorgang“, sagt Klaußner, „eine Art Sekundengehirnwäsche.“ Nebenwirkung: die Entdeckung neuer, Grenzen sprengender Seiten der eigenen Persönlichkeit. „Nicht umsonst bin ich in meinen ersten sechs Theateraufführungen nackt aufgetreten, weil wir einen extremen Drang hatten, die alte Kleidung von uns zu werfen.“

Klaußner atmet tief durch. Der schmale Mund und die markante Nase verändern mit jeder Bewegung das ganze Gesicht. „Kann ich nicht mal was Einfaches gefragt werden?“ Er lacht herzlich. „Ich komme mir so kompliziert vor!“

Natürlich kann man mit Burghart Klaußner auch übers Glück reden. Er erinnert sich dann an das überraschend intensive Gefühl der Nähe und Verbundenheit, als sein erstes Kind geboren wurde. Oder er spricht von der Liebe: Seit fast vierzig Jahren ist Klaußner mit seiner Ehefrau zusammen, einer Holländerin, die ihre Arbeit in einer Konzertagentur für die Kinder aufgegeben hat und „seit vielen Jahren das Lektorat der Familie Klaußner“ macht, was heißt, dass sie viel liest und ihren Mann bei der Rollenauswahl berät. Über das Küchenradio hat Klaußner einen Zeitungsausschnitt gehängt, Überschrift: „Die revolutionäre Kraft der gesprächintensiven Ehe“. Unterdessen ist der eine Sohn Jurist geworden, der andere, Johannes Klaußner, Schauspieler. Am Vorabend haben sie gemeinsam über einem Drehbuch gegessen. In solchen Momenten genießt es der Vater, seine Erfahrung weiterzugeben.

„Ich bin mit meiner Gemütsverfassung im Großen und Ganzen zufrieden“, bilanziert Klaußner. „Ich habe immer wahnsinnig gerne gesungen, wahnsinnig gerne gelacht und Quatsch gemacht. Ich bin kein düsterer Mensch oder tragischer Geist, überhaupt nicht.“ Gerne würde er endlich mal in einer echten Komödie besetzt.

Aber auch seine aktuelle Rolle hat ihn auf den Geschmack gebracht: „Nach der Arbeit an dem Bauer habe ich eigentlich Lust, nur noch Helden zu spielen. Das ist doch herrlich.“ Wie bitte? Lassen ambitionierte Schauspieler nicht gern verlaunten, Bösewichte seien viel interessanter? Klaußner winkt ab. Das habe er früher auch gedacht. Es liege jedoch nun an der komplexeren Persönlichkeit, die meist benötigt werde, um das Böse zu erklären. „Wenn wir aber einen Helden wie den Fritz Bauer vorfinden, einen gebrochenen Helden, der gegen seine eigenen und äußeren Widerstände arbeiten muss, haben wir im Grunde dieselbe komplizierte Persönlichkeitsstruktur.“

Letztlich ist es in der Wirklichkeit nicht anders: Schlichte Gemüter machen einem das Leben leicht. Komplexe Charaktere sind interessanter.